

ZUR FRAGE DER SOLIDARITÄT IM ROMAN ,DIE BRÜCKE VOM GOLDENEN HORN‘

Die ‚andere‘ Seite der Diskussion um Sprachkompetenz

Die Erfahrungen beim Erlernen einer fremden Sprache nehmen innerhalb des ersten Teils des Romans ‚Die Brücke vom Goldenen Horn‘ einen großen Raum ein. Ausgehend von dem zentralen Thema der Migration, wird die hiermit verbundene Erfahrung von Fremdheit als Spracherfahrung dargestellt. Dies zeigt sich insbesondere in Özdamars zwischen verschiedenen Sprachen wechselnden Schreibweise. Dem sich dabei auf der Ebene der Form bereits niederschlagenden Aspekt der Erfahrung von Fremdheit steht die inhaltliche Auseinandersetzung mit diesem Thema gegenüber. Die eigenen Erfahrungen der Autorin bilden den Ausgangspunkt eines Erzählprozesses, der sich insbesondere durch das Verweben verschiedener Geschichten, Sichtweisen und Erfahrungen auszeichnet. Özdamar gelingt es auf diese Weise, Erinnerungsräume zu öffnen, wobei sich die Grenze zwischen tatsächlich Erlebtem und Erfundenem nicht mehr klar ziehen lässt.

Auch in ihrem 1998 erschienenen Roman ‚Die Brücke vom Goldenen Horn‘¹ rückt Özdamar die insbesondere für die Frage nach einer anderen Übersetzungspolitik bedeutsame Grenze des Verstehens in den Blick. Wirksam wird diese Grenze des Verstehens in ganz unterschiedlicher Weise. In ihrem Roman ‚Die Brücke vom Goldenen Horn‘ nähert sich Özdamar der Frage nach der Bedeutung des Erlernens einer Fremdsprache aus entgegengesetzter Richtung. Ausgehend von der eigenen Perspektive einer Migrantin, geht es ihr darum, die Erfahrungen erzählerisch zu gestalten, die den Lernprozess einer sogenannten mächtigen – hier der deutschen – Sprache begleiten. Die für Gayatri Spivak zentrale Frage der Solidarität ist dabei gleichermaßen von Bedeutung. Während die Philosophin eine direkte Konfrontation mit der fremden Kultur anstrebt, fordert Özdamar aufseiten ihrer Leser eine solidarische Haltung ein, indem sie diese an ihren Erfahrungen teilhaben lässt. Wie bereits angedeutet, geschieht dies sowohl auf der formal-sprachlichen, als auch auf der inhaltlichen Ebene der Erzählung. Ihr zentrales Anliegen, den deutschen Leser aus seiner distanzierten Haltung zu holen, schlägt

1 Der Roman kann als Fortsetzung des ersten Romans ‚Das Leben ist eine Karawanserei‘ verstanden werden. Die Protagonistin ist in Berlin angekommen und versucht, sich in ihrem Leben als Gastarbeiterin einzurichten. In der politisch bewegten 68er-Zeit kehrt sie nach Istanbul zurück, um dort die Schauspielschule zu besuchen. Diese Geschichte wird im zweiten Teil des Romans erzählt. Er handelt außerdem von der abenteuerlichen Reise einer Schauspielertruppe durch eine von rechten Militärputschs, Verhaftungen und politischen Morden paralyisierte Türkei.

sich in einer Schreibweise nieder, die – wie bereits gezeigt – das Resultat verschiedener durch die Erfahrung der Migration inspirierter Grenzüberschreitungen ist. An dieser Stelle gilt es den Blick allerdings zunächst auf die inhaltliche Umsetzung des Themas zu lenken.

Vor dem Hintergrund der in den Texten Özdamars vielfältig gestalteten Sprachbarriere ist es zunächst interessant zu fragen, welche Funktion die gegenwärtig breit diskutierte Forderung, in Deutschland lebende Ausländer mögen die deutsche Sprache erlernen, in einem dezidiert politischen Sinne hat. Auffallend ist, dass die Argumentation in fast allen Fällen einem ähnlichen Muster zu folgen scheint. So wird die fehlende Sprachkompetenz von Menschen nicht deutscher Herkunft häufig als mangelnde Bereitschaft zur Integration ausgelegt. Wie selbstverständlich wird innerhalb dieser Diskussionen davon ausgegangen, dass jeder selbst die Verantwortung dafür zu tragen hat, etwaige sprachliche Defizite auszugleichen. Die in diesem Kontext wichtige Frage nach einer gesamtgesellschaftlichen Verantwortung spielt eine eher untergeordnete Rolle, ebenso wie die überaus wichtige Frage nach den Ursachen einer über Jahrzehnte fehllaufenden Politik. Lässt man solche Fragen zu, würde dies allerdings bedeuten, sich kritisch mit der Geschichte der Bundesrepublik auseinanderzusetzen. So entsteht der Eindruck, dass es innerhalb der meist polemisch geführten Debatten um Sprachkompetenz keinen Platz für Selbstkritik gibt. Tatsächlich würden die Widersprüche der Ausländer- und Flüchtlingspolitik der letzten fünfzig Jahre offen zutage treten.

Erfrischend scheint in diesem Zusammenhang die folgende durchaus ernst zu nehmende Frage des in der Türkei lebenden Journalisten Kai Strittmatters: Warum – so fragt er in einem in der ‚Süddeutschen Zeitung‘ veröffentlichten Essay – ist kaum ein Deutscher – außer aus beruflichen oder privaten Gründen – daran interessiert, Türkisch zu lernen, obwohl zwei Millionen Türken in Deutschland leben?² Mit dem sich in dieser Äußerung artikulierenden Perspektivwechsel tritt ein wesentliches Defizit der in Deutschland geführten Debatte hervor. So mangelt es häufig an der Bereitschaft, auch die eigene Position einer kritischen Prüfung zu unterziehen, mit dem Ziel, das Diskussionsfeld – über einseitige Schuldzuweisungen hinaus – zu erweitern. Strittmatters Frage macht überdies deutlich, dass jegliche Bemühungen um Integration sinnlos sind, wenn nicht auf beiden Seiten die Bereitschaft vorhanden ist, sich sowohl mit der ‚anderen‘ als auch mit der ‚eigenen‘ Kultur selbstkritisch auseinanderzusetzen.

Vor dem Hintergrund der Einseitigkeit der in Deutschland geführten Debatte um Sprachkompetenz und Integration erscheint es sinnvoll, zunächst darauf hinzuweisen, dass die Gründe dafür bereits zurückgehen auf den seit dem 19. Jahrhundert praktizierten, höchst widersprüchlichen Umgang mit der Figur des Fremden: „In der Bundesrepublik führt der Ausschluß, der auf einer Einschlußrhetorik beruht, zu einer widersprüchlichen Situation. Denn der tatsächliche Ausschluß beruht auf einem Inklusionsprinzip des 19. Jahrhunderts, das die Fremden, die man trotzdem brauchte (und braucht), nicht

2 Strittmatters Aufzählung der Gründe, warum es sich lohnt, Türkisch zu lernen, liest sich wie eine Liebeserklärung an die Türkei bzw. an die türkische Sprache: „Vielmehr fließt das Türkische aus dem Munde einer schönen Lehrerin gleich einem mit Edelsteinen besetzten Band.“ (Strittmatter, Kai: Ü-ürü-üüü, in: Süddeutsche Zeitung, 7/8, Januar 2006).

nur sozial und symbolisch, sondern auch langfristig politisch ausgrenzt und das dabei eine – unter Umständen auch erregte und hitzige – Diskussion über die Aufnahme von Fremden latent aufrechterhält. Diese Latenz wird durch die spezielle Geschichte, die Heterophobie tendenziell tabuisiert, verstärkt.“³ Die hier beschriebene widersprüchliche Situation führt auf beiden Seiten zu großen Unsicherheiten und Missverständnissen. Dies schlägt sich häufig in einer ambivalenten Haltung gegenüber jenen Menschen nieder, die aus anderen Ländern nach Deutschland immigriert sind. Diffuse und unkontrollierte ‚Fremdenangst‘ stigmatisiert Migranten unterschiedslos zu ‚nicht Zugehörigen‘.⁴ So berechtigt die Diskussion zur Sprachkompetenz hinsichtlich von Integration und Chancengleichheit auch sein mag, so sollte man sich ebenso über die Kehrseite einer solchen Debatte bewusst sein. Nicht unwesentlich trägt diese nämlich zur Fortsetzung der Stigmatisierungsprozesse gegenüber Mitbürgern nicht deutscher Herkunft bei.

Interessant ist überdies, nach den Gründen dafür zu fragen, warum das Thema der Sprachkompetenz gegenwärtig so leidenschaftlich diskutiert wird. Die Diskussion findet vor dem Hintergrund der sich momentan abzeichnenden alarmierenden Folgen einer über Jahrzehnte hinweg agierenden rigiden Ausländer- und Sprachpolitik statt. Wichtig ist es, in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, dass die ‚Gastarbeiter‘ zunächst aus rein ökonomischem Kalkül seitens des Aufnahmelandes wie auch der Entsendeländer aufgenommen wurden. In Deutschland sahen sie sich mit dem städtischen Umfeld einer hoch industrialisierten Gesellschaft konfrontiert, die sie lediglich als Arbeitskräfte ansah und zugleich als ‚fremde‘ Menschen ausgrenzte. Die damit einhergehende Spaltung wurde von den Gastarbeitern der ersten Stunde internalisiert. Dies wirkt bis heute fort.

Aufschlussreich erscheint in diesem Zusammenhang die jüngst erschienene Studie zur Geschichte der Arbeitsmigration der Historikerin Karin Hunn, die überschrieben ist mit dem bemerkenswerten Titel ‚Nächstes Jahr kehren wir zurück‘. Ihre im Sinne einer Gesellschaftsgeschichte angelegte umfassende Untersuchung der ersten fünf und zwanzig Jahre des Einwanderungsprozesses zeigt, dass das nun beinahe fünfzig Jahre andauernde Zusammenleben von Deutschen und Türken von Anfang an von enttäuschten Erwartungen und oft auch von gegenseitigem Unverständnis geprägt war. Hunns Untersuchung zur türkischen Migration in Deutschland zielt darauf ab, die Entwicklung dieser Einwanderung zu rekonstruieren. Dabei ist ihre äußerst differenzierte Darstellung in ihrem planvollen Vorgehen begründet. So ist es ein zentrales Anliegen der Wissenschaftlerin, das von ihr untersuchte heterogene Material in einen Gesamtkontext zu stellen, der sowohl die

3 Bielefeld, Uli: Das Konzept des Fremden und die Wirklichkeit des Imaginären, a.a.O., S. 119.

4 Anke Bosse weist drauf hin, dass die zu Anfang der siebziger Jahre langsam erblühende Migrantenliteratur sich nicht nur durch ihr Hauptthema – die anklagende Darstellung des ‚Gastarbeiter‘-Lebens – als Protest gegen die entwürdigenden gesellschaftlichen Verhältnisse verstand. „Vielmehr protestierte sie allein schon durch ihre pure Existenz, mit der sie den Anspruch der Migranten auf kulturelle Bestätigung abseits ihrer wirtschaftlichen Funktionalisierung erhob. Die Migrantenliteratur schrieb gegen die Marginalisierung der ‚Fremden‘ wie auch der eigenen an.“ (Bosse, Anke: Zwischen Vereinnahmung und Marginalisierung des Fremden, a.a.O., S. 243).

Frage nach historischen als auch wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Rahmenbedingungen einbezieht.

Hunn gelingt mit ihrer Untersuchung zweierlei: Zum einen räumt sie mit sich hartnäckig haltenden Vorurteilen auf, indem sie beispielsweise zeigt, dass die ersten Arbeiter, die aus der Türkei in die Bundesrepublik kamen, keineswegs dem heute gängigen Bild des Gastarbeiters entsprachen. Die wenigsten von ihnen waren Hilfskräfte vom Land; im Gegenteil stammten 41 Prozent aus Istanbul und 30 Prozent waren qualifizierte Arbeiter. Zum anderen macht ihre Untersuchung deutlich, dass das jahrelange Zögern der Politiker, Deutschland als Einwanderungsland anzuerkennen, dazu geführt hat, dass die Gemeinschaft der türkischen Einwanderer zunehmend ins Abseits gerät.⁵

Solidarität jenseits der Grenze des Verstehens

Einen wesentlichen Beitrag zu einer denkbaren kritischen Perspektive liefern die Erzählungen und Romane der Autorin Emine Sevgi Özdamar, die die Möglichkeiten und Grenzen interkultureller Verständigung in verschiedene Richtungen hinein ausloten. Dabei wird in den um das Thema der Sprachenerfahrung kreisenden Episoden eine Vielzahl unterschiedlicher Fragen aufgeworfen. Eindeutige Antworten gibt es allerdings nie. Hierin liegt vielleicht sogar eine besondere Stärke der Texte dieser Autorin. Özdamar gelingt es auf diese Weise, beim Leser eine kritische Auseinandersetzung mit jenen Fragen in Gang zu setzen, die ansonsten erfolgreich verdrängt werden. Die folgende Lektüre ausgewählter Textbeispiele soll zeigen, um welche Fragen es sich dabei konkret handelt.

Eine besondere Herausforderung interkultureller Kommunikation drückt sich zunächst in der Frage aus, auf welche Weise sich Verstehensproblemen begegnen lässt. Wie die folgende Analyse des Soziologen Zygmunt Bauman zeigt, werden diese häufig von einem starken Gefühl der Unsicherheit begleitet: „Die hermeneutischen Probleme, denen wir uns dann gegenüber sehen, geben uns einen ersten Eindruck von der Furcht einflößenden Lähmung des Verhaltens, die der Unfähigkeit zur Einordnung folgt. Wie Wittgenstein vorschlug, bedeutet Verstehen, daß man weiß, wie es weitergeht. Deshalb werden hermeneutische Probleme (die entstehen, wenn Bedeutungen nicht ohne Reflexion evident sind) als beängstigend empfunden. Ungelöste Verstehensprobleme bedeuten Unsicherheit darüber, wie eine Situation zu ‚lesen‘ ist und welche Antwort vermutlich die gewünschten Resultate bringt. Bestenfalls wird Unsicherheit als unangenehm empfunden; schlimmstenfalls

5 Nach Ansicht Hunns zeitigten Maßnahmen wie der Anwerbestop aus dem Jahr 1973 und das Rückförderungsgesetz von 1983 nur mäßige Erfolge, die Zahl der Einwanderer zu reduzieren, hatten aber große Signalwirkung auf die Bevölkerung. Während sich durch diese Politik viele Bundesbürger in ihrer Auffassung bestätigt sahen, dass die ausländischen Arbeitnehmer in Krisenzeiten in ihre Heimat zurückkehren müssten, führten sie aufseiten der türkischen Migranten in vielen Fällen zu einer weiteren Distanzierung von der bundesdeutschen Gesellschaft (vgl. Hunn, Karin: ‚Nächstes Jahr kehren wir zurück‘ – Die Geschichte der türkischen Gastarbeiter in der Bundesrepublik, Göttingen 2006).

birgt sie ein Gefühl der Bedrohung.“⁶ Wichtig scheint die hier formulierte Einsicht, dass wechselseitiges Verstehen eine notwendige Bedingung darstellt, um handlungsfähig zu bleiben. Interessant ist dabei die Frage, welche verschiedenen Formen des Verstehens denkbar sind.

Innerhalb des folgenden Berichts einer Heimbewohnerin im Roman ‚Die Brücke vom Goldenen Horn‘ wird ebendiese für die Frage interkultureller Verständigung bedeutsame Grenze des Verstehens in den Blick gerückt.

„Eine schöne Frau erzählte, daß sie auf der Straße in ein Auto gestiegen war, sich nach hinten gesetzt hatte, vorne saß der Mann. Sie konnte Englisch, und der Mann sagte ihr, er würde ihr 100 Mark geben, wenn sie eine Stunde in seinem Auto sitzen bleiben würde. Sie fragte ihn in englisch: ‚Was muß ich machen?‘ Er erklärte es ihr, und sie sagte: ‚I can not good English.‘ Sie erzählte die Geschichte den Frauen mit vielen englischen Sätzen: ‚Er sagte: ‚Can you sit down one hour in my car‘, Ich sagte: ‚What must I do in this one hour?‘ Wenn sie die Sätze in englisch zitierte, nickten die Frauen und verstanden sie nicht. Sie nickten, und keine Frau sprach wegen der 100 Mark hinter diesem Mädchen her. Weil sie so gut englisch sprach, fragte niemand, warum sie in das Auto eingestiegen war.“⁷

Um welche Form des Verstehens handelt es sich eigentlich in der grotesk anmutenden Gesprächssituation? Ausschlaggebend für das Gelingen der hier dargestellten Kommunikation scheint nicht das korrekte Verstehen der im Bericht der Erzählerin mitgeteilten Informationen. Weitaus wichtiger wird die konkrete Haltung, die die Gesprächsteilnehmer gegenüber der Erzählerin einnehmen. Wie Paul H. Grice gezeigt hat, stellt die Bereitschaft, miteinander zu kooperieren, eine entscheidende Voraussetzung einer gelungenen Kommunikation dar.⁸ Interessant ist nun, dass in der behandelten Episode eben-

6 Bauman, Zygmunt: *Moderne und Ambivalenz*, in: Bielefeld, Uli (Hg.): *Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der alten Welt?*, Hamburg 1992, S. 23–50, S. 26/27.

7 Özdamar, Emine Sevgi: *Die Brücke vom Goldenen Horn*, a.a.O., S. 68.

8 Paul Grice geht von der Rezipientenperspektive aus und arbeitet heraus, unter welchen Bedingungen ein Rezipient den Sprecher in der konkreten Situation versteht. Seine Grundidee dabei ist, dass Kommunikation kooperatives Handeln ist. Kommunikation kann nur dann zustande kommen, wenn die Beteiligten das gemeinsame Interesse haben, sich zu verständigen. D.h. konkret für die Verarbeitung einer Äußerung: Der Rezipient eines Textes unterstellt dem Produzenten immer, dass er seine Äußerung gemacht hat, um verstanden zu werden. Deshalb sucht er nach den Zusammenhängen zwischen der jeweiligen Äußerung und der konkreten Gesprächssituation und füllt Lücken, die durch den Wortlaut der Äußerung entstehen, durch sein eigenes Wissen. Wenn jemand z.B. mit seinem Auto liegen bleibt und dann jemanden um Hilfe fragt und dieser antwortet, dass da hinten eine Tankstelle sei, dann fehlen einige Denkschritte und die Antwort des Informanten könnte skurril wirken. Dies fällt in der Alltagskommunikation kaum auf, weil wir an indirektes Sprechen gewöhnt sind. Als Hörer unterstellt man dem Sprecher folgenden Gedankengang: ‚Ihr Auto geht nicht, entweder ist das Benzin aufgebraucht – das kann man auf einer Tankstelle nachtanken – oder etwas an dem Auto ist kaputt. Auf Tankstellen gibt es oft auch jemanden, der Ahnung davon hat und imstande ist, das Auto zu reparieren.‘ Grice hat vier Konversationsmaximen aufgestellt, von denen der Hörer in einem rationalen Gespräch annimmt, dass sie befolgt werden. Innerhalb einer konkreten Gesprächssituation gehen wir automatisch davon aus, dass

Das Nicken der Köpfe ist in diesem Zusammenhang als Solidaritätsbekundung zu verstehen. Interessant ist diese Passage insbesondere deshalb, weil die Frage nach den in der konkreten Kommunikationssituation tatsächlich ausgetauschten Informationen zugunsten der Frage der Solidarität zurückgestellt wird. Mit dieser Verschiebung wird die Grenze des Verstehens zweideutig. So begreifen die Frauen intuitiv, dass die Geschichte der Frau an den Gebrauch der englischen Sprache gebunden ist. Durch den englischen Vortrag werden die Zuhörerinnen ganz unmittelbar mit der fremden, ‚mächtigen‘ Sprache konfrontiert. Um ebendiese Wirkung kreist die hier behandelte Episode und damit zugleich um die Frage: Worin genau ist die Macht der fremden Sprache eigentlich begründet und wie wirkt sich diese auf den Menschen aus bzw. wie ist es möglich, durch den Gebrauch einer bestimmten Sprache Macht auszuüben?

Das aus der Situation der Migration resultierende Abhängigkeitsverhältnis gegenüber dem Arbeitgeber sowie das Fehlen klar definierter Rechte erhalten im Zusammenhang mit dem Thema der Prostitution besondere Brisanz. Weitsichtig erscheint in diesem Zusammenhang der folgende – im Zuge seiner kritischen Auseinandersetzung mit der Multikulturalismusdebatte geäußerte – Appell Radtkes: „Zuwanderung von ‚Fremden‘ und ihr dauerhafter Aufenthalt setzt voraus, dass ihnen Rechtsgleichheit zugestanden wird, die sie befähigt, in der öffentlichen Sphäre als Gleiche aufzutreten, deren

9 Weiterführende Fragen zum Verhältnis von Übersetzung und Solidarität werden in der Auseinandersetzung mit Spivaks Übersetzungsbegriff im letzten Kapitel dieser Arbeit entwickelt.

<https://doi.org/10.14361/9783838941117-009> <https://www.inlibra.com/de/page/agb> - Open Access -

Ansprüche und Interessen gleich gültig sind. Solange Zugewanderte und Flüchtlinge in dieser Gesellschaft in einem Status minderen Rechts leben müssen, sind sie diskriminierbar und werden überall dort diskriminiert, wo es in der Konkurrenz um Vorteile möglich ist.“¹¹ Mit ihrer spezifischen Art zu erzählen gelingt es Özdamar, solche gedanklichen Prozesse in Gang zu setzen, ohne diese zugleich explizit zu machen. So vermeidet es der Text, die Erzählerin eindeutig auf den Status eines Opfers festzulegen. Diese neben anderen möglichen Deutungen denkbare Lesart zu favorisieren, bleibt im Ermessen des Lesers. Auf diese Weise wird verhindert, dass das Erzählte über die sich darin mitteilende konkrete Erfahrung hinaus – beispielsweise im Zuge der Zuweisung des Stigmas der Prostitution – paradigmatische Bedeutung für die Situation der Migrantin erlangt.

Interessant ist die hier zur Diskussion stehende Textsequenz auch deshalb, weil das Erzählte im Bereich der Zweideutigkeit verbleibt. Angedeutet wird eine traumatische Erfahrung. Darauf lässt insbesondere der lückenhafte Charakter des Berichts der Frau schließen. Die entscheidenden Informationen werden sowohl den Zuhörern als auch dem Leser bewusst vorenthalten. So erfährt er beispielsweise nicht, was in dem Auto geschehen ist bzw. welche Gegenleistung von der Frau verlangt wurde. Der bewusste Gebrauch der englischen Sprache scheint es der Erzählerin zu ermöglichen, das ihr Widerfahrere nochmals zu durchleben, worin zugleich eine heilsame Wirkung bestehen könnte.¹²

Indem ein entscheidender Teil der Episode bewusst ausgeblendet wird, rückt die Frage einer denkbaren moralischen Bewertung des Erzählten in den Hintergrund. An deren Stelle tritt die innerhalb der Logik des Erzählens viel wichtigere Frage, wie es möglich ist, sich solidarisch zu verhalten. Innerhalb der zur Diskussion stehenden Passage legen die Frauen in exemplarischer Weise davon Zeugnis ab. Sie zeigen sich solidarisch, indem sie die Entscheidung der Erzählerin, ihre Geschichte in englischer Sprache vorzutragen, stillschweigend akzeptieren. Obwohl sie dieser selbst nicht mächtig sind, werden sie durch den Bericht in die Lage versetzt, an der untrennbar mit dem Gebrauch der ‚fremden‘ Sprache verbundenen Erfahrung teilzuhaben. Zugleich stellt sich das stillschweigende Einverständnis unter den Frauen jenseits der durch die Fremdsprache markierten Kluft des Verstehens ein. So besteht das eigentliche Ziel der zunächst einseitig anmutenden Kommunikation darin, Solidarität zu üben. Die Frage nach dem Inhalt der Rede tritt dabei vollständig in den Hintergrund. Zugleich wird der Blick auf den Handlungsaspekt des Gesagten gelenkt. Die Zuhörerinnen signalisieren der Erzählerin ihr Einverständnis, das durch den Gebrauch der Fremdsprache nicht erschüttert wird. Im Gegenteil vollziehen sie, indem sie mit den Köpfen nicken, einen performativen Akt: hierin liegt das eigentliche Versprechen der Solida-

11 Radtke, Frank-Olaf: Lob der Gleich-Gültigkeit. Zur Konstruktion des Fremden im Diskurs des Multikulturalismus, in: Bielefeld, Uli (Hg.): *Das Eigene und das Fremde: neuer Rassismus in der alten Welt?*, Hamburg 1992, S. 79–96, S. 94.

12 Zudem zeugt die kurze Sequenz von der Komplexität des erzählerischen Verfahrens. So wird der Leser mit drei verschiedenen Erzählebenen konfrontiert: erstens einer übergeordneten Erzählerin; zweitens der konkreten Erzählsituation; drittens dem Bericht der Frau. Die Verwendung der englischen Sprache trägt dabei zur Vergegenwärtigung des erzählten Geschehens bei. Hierdurch wird das sich in der Rede der Frau mitteilende Erlebnis in unmittelbare Nähe des Lesers gerückt.

rität. Davon zeugt die zunächst paradox anmutende Gesprächssituation: die Frauen hören dem englischen Bericht andächtig zu, ohne ein Wort zu verstehen. Die inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Gesagten bleibt aus. Angesichts jener deutlich hervortretenden Grenze des Verstehens erscheint das Zuhören selbst als ein solidarischer Akt.

Die zur Diskussion stehende Passage legt überdies folgende, zunächst irritierende Schlussfolgerung nahe: Das Gelingen von Kommunikation ist nicht zwingend abhängig davon, dass die gleiche Sprache gesprochen wird. Entscheidend sind vielmehr die konkreten Umstände, die das Zustandekommen eines Gesprächs begünstigen oder dies im schlimmsten Fall verhindern. Diese innerhalb der linguistischen Forschung beinahe als Allgemeinplatz erscheinende Einsicht¹³ lässt sich auch auf die Wohnheimsituation türkischer Gastarbeiterfamilien anwenden, die Özdamar in ihrem Roman ‚Die Brücke vom Goldenen Horn‘ beschreibt. Im Laufe ihrer episodenhaften Schilderungen des Lebens im Wohnheim zeigt sich, dass nicht nur die Kommunikation zwischen Türken und Deutschen, sondern auch die der Türken untereinander schwerwiegenden Störungen unterliegt. Özdamar gelingt es, den deutschen Leser für die möglichen Gründe dafür zu sensibilisieren. Vor dem Hintergrund der komplexen Darstellung dieser Problematik tritt zugleich die Eindimensionalität der hierzulande geführten und von verschiedenen politischen Lagern funktionalisierten Debatte zur Sprachkompetenz deutlich hervor.

Im Roman ‚Die Brücke vom Goldenen Horn‘ wird der Blick zunächst auf die konkreten Lebens- und Arbeitsumstände der Migranten gelenkt. So ist die Wohnsituation im Heim gekennzeichnet durch große räumliche Enge, was bedeutet, dass die Intimität des Einzelnen nicht gewahrt ist. „Das Leben in den Ehepaaretagen war nicht leicht. Alle Zimmer lagen nebeneinander. Wenn jemand in der Nacht das automatische Licht auf dem Korridor anmachte, fiel das Licht unter ihren Türen durch. So ging das Korridorlicht ständig auf ihrem Zimmerboden an und aus, draußen auf der Schnellstraße fuhren die Autos vorbei, und wenn sie in der Nacht Liebe gemacht hatten und sich wegen des Korans am nächsten Morgen von Kopf bis Fuß waschen mußten, sah jeder, wer mit nassen Haaren zur Arbeit ging.“¹⁴ Dieser nach innen wirkenden Missachtung eines Grundbedürfnisses des modernen Menschen – dem nach räumlicher Distanz – entspricht die nach außen praktizierte Isolierung der Bewohner. So stellt die von Özdamar geschilderte Wohnheimsitua-

13 Mit der Frage, inwieweit das Gelingen von Kommunikation bestimmte Rahmenbedingungen zwingend voraussetzt, hat sich auf dem Gebiet der Linguistik erstmals und in umfassender Weise John Austin auseinandergesetzt. Innerhalb seiner zentralen Untersuchung ‚How to do things with words – Zu einer Theorie der Sprechakte‘ wird – wie schon der Titel deutlich macht – der Handlungsaspekt einer jeden Äußerung betont. Austins Absicht, die spezifische Bedeutung einer Gesprächssituation zu erfassen, lässt ihn zwischen verschiedenen Sprechakten unterscheiden. Grundlegend ist dabei die Einsicht, dass man vom propositionalen Gehalt nicht direkt auf die Funktion der jeweiligen Äußerung schließen kann. So ist es denkbar, dass mit ein und derselben Äußerung unter verschiedenen Umständen auch verschiedene Sprechakte vollzogen werden können. Besondere Bedeutung kommt überdies der für seine Theorie grundlegenden Unterscheidung zwischen konstativem und performativem Sprechen zu, die immer wieder Anlass zu weitreichenden philosophischen Diskussionen gegeben hat (vgl. Austin, John Langshaw: Zur Theorie der Sprechakte, Stuttgart 1972).

14 Özdamar, Emine Sevgi: Die Brücke vom Goldenen Horn, a.a.O., S. 114.

tion eine Form von Ghettoisierung dar. Kontakte zu Menschen außerhalb des Wohnheims gibt es kaum. Wie es scheint, sind diese auch nicht besonders erwünscht. Die Unfähigkeit, miteinander zu kommunizieren, lässt zudem auf tief greifende Störungen innerhalb des Seelenlebens der Bewohner schließen. Die Vermutung liegt nahe, dass diese Störungen unmittelbar aus der schwierigen Wohnsituation der Heimbewohner resultieren.

Eine zentrale Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang der Figur der Übersetzerin zu. Dieser nämlich ist es zu verdanken, dass das Gespräch zwischen den Bewohnern nicht vollständig abbricht. So wird der Erzählerin von den anderen Heimbewohnern ebendiese Rolle zugewiesen. Was sie in den Augen der anderen dazu befähigt, ist die Tatsache, dass sie in der Fabrik bereits zwischen türkischen Arbeitern und deutschem Vorarbeiter gedolmetscht hat: „Ich mußte nicht nur zwischen Deutschen und Türken übersetzen, sondern auch zwischen Türken und Türken. Jeden Tag mußte ich in der Küche kontrollieren, ob die Töpfe abgewaschen waren und auf ihren Plätzen standen. Eine Frau rief: ‚Sag der da, sie soll den Topf abwaschen.‘ Ich ging zu der Frau: ‚Wasch doch den Topf ab.‘ – ‚Sag der, sie soll erst einmal das Bad sauber machen, dann wasche ich auch den Topf ab.‘“¹⁵ In ihrer Rolle als Übersetzerin fungiert die Erzählerin als eine Art Sprachrohr. Diese ihr von den anderen zugewiesene Aufgabe erweist sich als für das Zusammenleben der Bewohner unerlässlich. So ist es für ein friedliches Zusammenleben unbedingt erforderlich, miteinander zu kommunizieren. Wie aus der Dialogsequenz deutlich hervorgeht, ist die Handlungsfähigkeit des Einzelnen gebunden an die Fortsetzung des gemeinsamen Gesprächs.

Übersetzung als Sprachkritik

Im ersten Teil des Romans ‚Die Brücke vom Goldenen Horn‘ erzählt die Autorin ausgehend von ihren eigenen Erfahrungen die Geschichte einer jungen Frau, deren erste Reise nach Deutschland sie nach Westberlin führt. Dort arbeitet sie in einer Lampenfabrik. Schauplatz des Romans ist zunächst das mitten in Berlin gelegene Wohnheim, das neben der Fabrik zum Lebenszentrum der Arbeiter wird. Dabei zeigt sich die doppelte Isolation der Arbeiter bereits in der Schwierigkeit der Heimbewohner, miteinander zu kommunizieren.

Die Protagonistin erzählt von den Schwierigkeiten und grotesken Situationen des Alltags in dem ‚fremden‘ Land. Der Lebensweg der Erzählerin ist eingewoben in ein äußerst dichtes narratives Verweisungsgeflecht. So ist ihre eigene Geschichte verflochten mit den Geschichten ihrer Kollegen. Diese kreisen allesamt um das sich ausschließlich in der Fabrik und im Wohnheim abspielende Leben der Arbeiter.

Diese Strategie, gleichzeitig verschiedene Geschichten zu erzählen, kennzeichnet Özdamars Schreiben in besonderer Weise. Hierin wird die Absicht erkennbar, ein möglichst lebendiges Bild der Situation erzählerisch zu entfalten, sie zeugt zudem vom Anspruch der Autorin, möglichst viele unterschiedliche Schicksale darzustellen. Fester Bezugspunkt innerhalb des dichten Erzählgeflechts bleibt die Schilderung des Lebensweges der Protagonistin.

15 Ebd., S. 115.

Voraussetzung für das In-Beziehung-Treten mit Anderen ist zunächst das Vorhandensein einer ‚gemeinsamen‘ Sprache jenseits der Trennung von Mutter- und Fremdsprache. Im Zuge ihres Schreibens konfrontiert Özdamar ihre Leser mit der Frage nach den Bedingungen für diese gemeinsame Sprache, die – wie die sprachtheoretischen Überlegungen zum Werk der Dichterin gezeigt haben – außerhalb der strikten Grenzziehung von Mutter- und Fremdsprache gedacht werden muss. Wie bereits angedeutet, erscheint die Sprachlosigkeit zwischen den Bewohnern des Heims vor diesem Hintergrund als Symptom einer schwerwiegenden Störung. Die Autorin schärft den Blick dafür, dass die mit der Migration verbundenen Fremdheitserfahrungen häufig auch mit einer tiefen Sprachkrise einhergehen. Dies ist mit schwerwiegenden Einschränkungen verbunden. Das Gefühl der Fremdheit durchdringt alle Lebensbereiche und prägt zudem das zwischenmenschliche Leben, das von Unsicherheit und Misstrauen gekennzeichnet ist.

Özdamars Roman ‚Die Brücke vom Goldenen Horn‘ macht deutlich, dass der Eintritt in die fremde Welt unweigerlich mit dem Eintritt in die fremde Sprache einhergeht. Das Theater fungiert in diesem Zusammenhang als Metapher, um diesen Prozess greifbar werden zu lassen. So berichtet die Erzählerin von regelmäßigen Theaterbesuchen, zu denen sie der kommunistische Heimleiter mitgenommen hat. Wie die folgende Passage zeigt, ebnet die Liebe zum Theater den Weg zur deutschen Sprache. „Wir gingen ins andere Berlin zum Berliner Ensemble und sahen ein Stück, ‚Arturo Ui‘. Die Männer in Gangsteranzügen hoben ihre Hände hoch, es gab einen Chefgangster, der auf einem hohen Tisch stand. Ich verstand kein Wort und liebte es und liebte die vielen, vielen Lichter im Theater.“¹⁶ Es ist der Klang der Worte, nicht deren Inhalt, die Sprachmelodie, die die Protagonistin in die fremde Sprachwelt eintreten lässt. Die sprechenden Körper auf der Bühne erzeugen eine irreduzible Nähe, eine andere Umschreibung des Gefühls der Liebe, das die Erzählerin regelrecht überfällt. Dieses Empfinden tritt an die Stelle des mit der Migrationserfahrung unweigerlich einhergehenden Gefühls ‚ursprünglicher‘ Fremdheit und bleibt dennoch damit untrennbar verbunden. So heißt es im Anschluss an die oben zitierte Textstelle: „In den Ostberliner Straßen bekam ich plötzlich eine Sehnsucht nach Hause, nach Istanbul.“¹⁷

In ihrem Roman ‚Die Brücke vom Goldenen Horn‘ lässt Özdamar ihre Leser an dem mit dem Eintritt in die fremde Sprache verbundenen Lernprozess teilhaben. Zugleich kehrt sie die groteske Seite dieses Prozesses hervor.¹⁸ Die folgende Dialogsequenz zeigt überdies, dass die Erzählerin die

16 Özdamar, Emine Sevgi: *Die Brücke vom Goldenen Horn*, a.a.O., S. 35.

17 Ebd., S. 35. Zieht man an dieser Stelle die autobiografischen Parallelen zwischen dem Leben der Autorin Özdamar und der von ihr geschaffenen Erzählfigur in Betracht, so ließe sich fragen, ob diese Szene, in der die gesprochene Dichtung die Bindung an die deutsche Sprache bewirkt, sich als Geburtsstunde der Schauspielerin und zugleich der Autorin interpretieren lässt.

18 Die folgende grotesk zugespitzte Szene vermittelt dem deutschen Leser einen Eindruck von den Schwierigkeiten, sich in einem Land verständlich zu machen, dessen Sprache man nicht spricht. Betont wird dabei der lautmalerische Gebrauch der Sprache. „Um Zucker zu beschreiben, machten wir vor einer Verkäuferin Kaffeetrinken nach, dann sagten wir Schak Schak. Um Salz zu beschreiben, spuckten wir auf Herties Boden, streckten unsere Zungen raus und sagten: ‚eeee‘. Um Eier zu beschreiben, drehten wir unsere Rücken zu der Verkäuferin, wackelten mit unseren Hintern und sagten: ‚Gak gak gak.‘ Wir beka-

Entscheidung, die deutsche Sprache zu erlernen, ganz bewusst trifft. Als Antwort auf die bohrenden Fragen des Vaters gibt sie schließlich das Versprechen, die deutsche Sprache zu erlernen: „Die Frau redete weiter im Spiegel mit meinem Vater: ‚Das geht aber nicht – Deutschland sehen und die Sprache nicht sprechen! Sie muß die Sprache lernen.‘ Mein Vater fragte mich: ‚Meine Tochter, willst du die Sprache lernen, hör, was die Dame sagt, du mußt die Sprache lernen.‘ – ‚Ja, Vater, ich möchte lernen.‘“¹⁹

Aufgrund ihrer Sprachkenntnisse wird der Erzählerin die Rolle einer Übersetzerin zugewiesen. Der den Lernprozess begleitende kritische Umgang mit der ‚fremden‘ Sprache bewahrt sie davor, als reines Sprachrohr für die Anordnungen der Firmenleitung zu fungieren. Die – wie der Rekurs auf Gayatri Spivak zeigen wird – für eine alternative Übersetzungspraxis zentrale Frage nach einer möglichen Form des Widerstands gewinnt damit an Bedeutung. Wie die folgende Textpassage deutlich macht, weigert sich die Erzählerin, die Arbeitsanweisungen des Meisters in Form von Befehlen weiterzugeben. Mit der Einsicht in die unterschiedlichen Ausdrucksmöglichkeiten der deutschen und der türkischen Sprache gelingt es ihr, ein sprachkritisches Bewusstsein auszubilden, das ihr innerhalb ihrer Übersetzungstätigkeit einen – wenn auch kleinen – Handlungsspielraum eröffnet. „Ein deutsches Wort war mir zu hart: müssen. Deswegen übersetzte ich ‚Sie müssen das und das machen‘ den Arbeitern mit ‚Ihr werdet das und das machen‘. Aber wenn der Meister mich fragte: ‚Haben Sie ihnen gesagt, daß sie den Hebel nur leicht ziehen müssen?‘, antwortete ich ihm in Deutsch: ‚Ja, ich habe ihnen gesagt, daß sie den Hebel nur leicht ziehen müssen.‘ Das Türkische konnte ich von dem Wort ‚muß‘ trennen, die deutsche Sprache nicht.“²⁰ Die von der Erzählerin entwickelte Übersetzungstaktik zielt auf eine respektvolle Haltung gegenüber den türkischen Kollegen ab und offenbart zugleich deren Fehlen aufseiten des deutschen Arbeitgebers.

Die hiermit verbundene Kritik an den ausschließlich auf Produktivität ausgerichteten, unmenschlichen Arbeitsbedingungen artikuliert die Protagonistin zunächst in Form einer Sprachkritik. So tritt die Unmenschlichkeit eines Arbeitsprozesses, der die Produktivität einer Maschine zum Maßstab menschlicher Arbeit erhebt, in dem Wort ‚Akkord‘ hervor. Die Maschine gibt den Rhythmus der Arbeit vor. Im gleichen Zuge wird der menschliche Körper selbst Teil dieser Maschine. Im folgenden Stakkato der kurzen Sätze sowie der monotonen Wiederholung des Wortes ‚Akkord‘ als Leitprinzip der Arbeit wird die Zurichtung des menschlichen Körpers bereits auf der rein sprachlich-lautmalerischen Ebene für den Leser spürbar, der hierdurch zugleich in eine solidarische Haltung gegenüber den Arbeitern versetzt wird. „In der Radiolampenfabrik hatte ich ein neues Wort gelernt. Akkord. Man sagte nicht mehr, ich komme aus der Fabrik, man sagte, ich komme vom Akkord. ‚Akkord macht meine Hände, meine Arme kaputt, Akkord schneidet mir meine Flügel ab, Akkord ist gutgegangen, Akkord ist kaputt.‘ Seitdem es

men Zucker, Salz und Eier, bei Zahnpasta klappte es aber nicht. Wir bekamen Kachelputzmittel. So waren meine ersten deutschen Wörter Schak, Schak, eeee, gak, gak, gak.“ (ebd., S. 19). Das Erlernen der Fremdsprache ähnelt an dieser Stelle dem Lernprozess eines Kindes, für das der mimetische Aspekt der Sprache zunächst von großer Bedeutung ist (vgl. Konuk, Kader: Identitäten im Prozeß, a.a.o., S. 95 ff.).

19 Özdamar, Emine Sevgi: Die Brücke vom Goldenen Horn, a.a.O., S. 107.

20 Ebd., S. 113.

Akkord gab, konnten die Frauen nicht mehr auf die Toilette gehen. Oft fielen ihnen Haare aus und lagen auf ihrem Tisch, aber sie arbeiteten zwischen ihren Haaren weiter an den Radiolampen. Manchmal sagten sie: ‚Dieser Akkord wird mich töten.‘ Durch den Akkord teilten sich die Frauen in der Fabrik in zwei Gruppen, die Frauen, die den Akkord schafften, und die, die ihn nicht schafften.²¹ Die auf der Erzählebene artikulierte Kritik manifestiert sich also bereits in der Schreibweise der Autorin, wandert in die Schrift. Die hier zitierte Passage liefert somit ein treffendes Beispiel ihrer den Schreibprozess begleitenden ‚Arbeit an der Sprache‘. Indem Özdamar die allesamt um das Wort ‚Akkord‘ kreisenden Sätze der Arbeiter zitiert, schärft sie den Blick für die Unmenschlichkeit jenes Prinzips, das im Leben der Arbeiter universelle Bedeutung erlangt und zudem einen tiefen Riss innerhalb ihrer Gemeinschaft bewirkt. Sie folgt somit einer Strategie der Entlarvung: Die Sprache selbst offenbart die Brutalität einer Arbeitswelt, die die Verdinglichung des menschlichen Körpers betreibt, indem sie diesen dem von der Maschine dominierten Produktionsprozess einverleibt.

Der Umgang mit dem menschlichen Körper, seine Zurichtung in der Anpassung an maschinelle Produktionsprozesse sowie damit einhergehend der Aneignungsprozess körperlicher Ressourcen erfordert eine kritische Auseinandersetzung mit der seit den sechziger Jahren in Deutschland gängigen Praxis, Arbeitskräfte aus anderen Ländern einzusetzen, um die eigene wirtschaftliche Produktivität zu steigern. Geschieht dies nämlich ohne die Bereitschaft, in umfassender Weise Verantwortung für diese Menschen zu übernehmen, so führt es unweigerlich zur Enteignung des Körpers der Menschen. Die Körper werden auf ihre reine Arbeitskraft reduziert. Das zeitlich befristete Aufenthaltsrecht des Arbeitsmigranten ist daran geknüpft, dass dieser dem Arbeitsmarkt seine körperlichen Ressourcen zur Verfügung stellt, ohne dass ihm hieraus weitere soziale oder politische Rechte erwachsen würden. Die folgende Definition dieser defizitären Form des Multikulturalismus liefert den gesellschaftskritischen Hintergrund des durch Ausbeutung gekennzeichneten Verhältnisses zwischen deutschem Arbeitgeber respektive deutschem Staat und ausländischem Arbeitnehmer: „Es gibt den *demographisch instrumentellen Multikulturalismus*, der Einwanderung zur Entlastung des Arbeitsmarktes zulassen und die Immigranten zugleich als Beitragszahler benutzen will, die die demographisch bedingten Lücken in der ‚Solidargemeinschaft‘ schließen und die Finanzierung des Systems der sozialen Sicherung gewährleisten sollen.“²²

Beim Lesen ihrer Texte erhält man den Eindruck, dass sich Özdamar mit ihrem Schreiben unter anderem verpflichtet fühlt, das aus den Erfahrungen der Arbeitsmigration erwachsene Schicksal des Einzelnen in den Blick zu rücken: Wie lebt man in einem Land, das ausschließlich an der eigenen Arbeitskraft interessiert ist, und wie verändert sich im gleichen Zuge das Verhältnis zur einstigen Heimat? Der mit den zuweilen traumatischen Erfahrungen einhergehende Prozess der Entwurzelung schlägt sich dabei insbesondere im Umgang mit der Sprache, der ‚eigenen‘ sowie der ‚fremden‘, nieder.

21 Ebd., S. 91.

22 Radtke, Frank-Olaf: Lob der Gleich-Gültigkeit: Die Konstruktion des Fremden im Diskurs des Multikulturalismus, a.a.O., 82/83. Die hier beschriebene Ausbeutung prägt die Geschichte der Arbeitsmigration bis zum heutigen Tag. Auf diese komplexe Form der Diskriminierung macht Özdamar aufmerksam.

Es ergeben sich vielfältige Störungen bis hin zur völligen Unfähigkeit, miteinander zu kommunizieren.

Zu Anfang des Romans entwirft die Autorin ein höchst treffendes Bild für die durch Entfremdung gekennzeichnete Arbeitswelt. Betont wird die als Resultat dieser Entfremdung empfundene Abspaltung von der übrigen Welt sowie vom eigenen Körper. Hierin deutet sich zudem die durch den entfremdeten Arbeitsprozess bewirkte Fragmentierung des menschlichen Körpers an. „Während der Arbeit wohnten wir in einem einzigen Bild: unsere Finger, das Neonlicht, die Pinzette, die kleinen Radiolampen und ihre Spinnenbeine. Das Bild hatte seine eigenen Stimmen, man trennte sich aus den Stimmen der Welt und von seinem eigenen Körper.“²³ Die Arbeiterinnen sind eingeschlossen in einem Bild, Teil eines Bildes, ohne selbst darüber verfügen zu können. Ihre durch das Gefühl der Ohnmacht geprägte Situation wird für den Leser an dieser Stelle nahezu spürbar.

Özdamar stellt in ihrem Roman zwei verschiedene Übersetzungsweisen einander gegenüber. Dem anderen Typus von Übersetzerin begegnen wir gleich am Anfang des Romans ‚Die Brücke vom Goldenen Horn‘. Diese erscheint als der verlängerte Arm des Chefs der Lampenfabrik. Der Wille zu absolutem Gehorsam spiegelt sich in der folgenden einseitigen Kommunikationssituation wider: „Wie ein Postbote, der einen Einschreibebrief bringt und auf die Unterschrift wartet, wartete die Dolmetscherin, nachdem sie für uns Herscherings deutsche Sätze ins Türkische übersetzt hatte, auf das Wort Okay. Wenn eine Frau als Antwort anstelle des englischen Okay das türkische Wort tamam benutze, fragte die Dolmetscherin nochmal: Okay?, bis die Frau ‚Okay‘ sagte.“²⁴ Den Arbeitern bleibt nichts weiter übrig, als die durch die Übersetzerin übermittelten Anweisungen der Firmenleitung zu bestätigen, und zwar mittels eines klar geregelten Sprachcodes. Aufseiten der Übersetzerin ist dies damit verbunden, die gemeinsamen kulturellen Wurzeln zu verleugnen, was sie umgekehrt auch von den Arbeiterinnen erwartet. Diese werden verpflichtet, mit der vermeintlich international gebräuchlichen Wendung ‚Okay‘ zu antworten. Es zeigt sich, dass die Beschneidung der Rechte der Arbeitsmigranten mit dem Verlust ihrer kulturellen Identität einhergeht. Das Sprachverbot trägt hierzu maßgeblich bei. Die Sprache wird zum Instrument der Ausübung von Macht.

Vor dem Hintergrund der Frage nach den Bedingungen interkultureller Kommunikation rückt die Autorin die Grenze des Verstehens in den Blick. Besonders deutlich wird dies in der folgenden Darstellung eines Gesprächs zwischen der als Übersetzerin fungierenden Erzählerin, dem Meister und den Arbeiterinnen, die groteske Züge annimmt. „Während ich übersetzte, stand der Meister rechts, und die Ehepaare standen links von mir. Wenn ich Deutsch sprach, fing ich meine Sätze wieder mit ‚Entschuldigen Sie bitte‘ an. Nach rechts sagte ich zum Meister ‚Entschuldigen Sie mich bitte ...‘ Wenn ich nach links ins Türkische übersetzte, fehlte das Wort ‚Entschuldigung‘. Die Arbeiter sagten ‚Sag dem Meister, ich will genau wissen ...‘ Ich übersetzte das nach rechts zum Meister ‚Entschuldigen Sie mich bitte, aber der Arbeiter sagt, Sie sollen ihn entschuldigen, aber er will genau wissen ...‘ Wenn ich beim Arzt übersetzte und ein Blatt aus den Händen des Arztes herunterfiel, sagte ich: ‚Ach, entschuldigen Sie bitte.‘ – ‚Bitte, bitte‘, sagte der

23 Özdamar, Emine Sevgi: *Die Brücke vom Goldenen Horn*, a.a.O., S. 17.

24 Ebd., S. 17/18.

Arzt. Er bückte sich dann herunter, um das Blatt aufzuheben, auch ich bückte mich, und mein Kopf stieß mit seinem Kopf zusammen. Ich sagte wieder: „Ach, entschuldigen Sie bitte.“²⁵

Das zentrale Thema der Erfahrung von Fremdheit als Folge der Migration gestaltet sich an dieser Stelle unmittelbar als Spracherfahrung. Im Übrigen handelt es sich dabei um einen Aspekt, der den gesamten Schreibprozess begleitet. Dabei zielt die mehrsprachige Schreibweise der Autorin nicht darauf ab, jenes Gefühl der Fremdheit zu überwinden. Vielmehr wird der Leser ihrer Texte zum Nachvollzug dieser sich auf der sprachlichen Ebene artikulierenden Erfahrung animiert. Im konkreten Beispiel entlarvt der einer Parodie gleichende Dialog die stereotype Verwendung von Höflichkeitsfloskeln in der deutschen Sprache. Zudem lässt sich diese Szene, in der uns ein leeres Sprechen vorgeführt wird, als Symptom einer schwerwiegenden Störung deuten. Man hat den Eindruck, als sei eine Sprachmaschine in Gang gesetzt worden, die sich über sämtliche Schwierigkeiten hinwegsetzt mit dem einzigen Ziel, das – an die Grenze zum Verstummen heranreichende – leere Sprechen unendlich fortzusetzen. Hierbei wird die zugleich wichtige Frage nach den Gründen für die sich in dem sinnentleerenden, formelhaften Gebrauch der Sprache artikulierende Blockade aufgeworfen. In jenem Sprechen, das sich an der Grenze zum Verstummen bewegt, rückt die für Özdamars Schreiben zentrale Grenze der Übersetzbarkeit in den Blick.

Denkbar ist es, in der ironischen Zuspitzung des stereotypen Gebrauchs deutscher Höflichkeitsfloskeln zudem eine subtile Form des Widerstands gegen die Gehorsamspflicht gegenüber dem Meister zu erkennen. So wird der Autoritätsanspruch von den Arbeitern durch das Vorspielen von übertriebener Höflichkeit nur scheinbar anerkannt. Im Gegenteil wird dieser Anspruch in der sich hierin zugleich artikulierenden Form einer ironischen Distanzierung zurückgewiesen und persifliert.